



durch diese Stadt führen. An zahllosen Kreuzungen wird dieser Verkehrsfluß jäh gebremst, um dann wieder aufheulend und kreischend neu zu starten.

Da sind die verschiedenen Viertel einer Stadt: die eigentliche City, mit repräsentativen Bauten für Behörden und Verwaltungen, die Prestigebauten verschiedener Konzerne und Banken, die Tempel der Kultur und Unterhaltung, die Dome und Kathedralen des Konsums - und des Glaubens: die Visitenkarte dieser Stadt.

Da sind die Wohnviertel: die eher langweiligen Wohnblöcke aus den sechziger und siebziger Jahren und die alten Arbeiterquartiere, sofern sie den Krieg und Stadtsanierungen überstanden haben, mit Mietskasernen in mehreren Hinterhöfen; aber auch die Viertel, in denen, zwischen den einfachen Wohnunterkünften in den Hinterhöfen und Nebenstraßen kleine Gewerbebetriebe untergebracht sind. Natürlich gibt es die sogenannten besseren Wohngebiete, Ansammlungen von Einfamilienhäusern mit Garten oder neu errichtete Mehrfamilienhäuser im postmodernen Stil, die man wohnungsweise als Eigentum erwerben kann. Und da sind schließlich die Villen und Patrizierhäuser der Reichen: Industrielle, Kaufleute, Spitzen von Verwaltung, Rechtsprechung und Bildung leben hier, aber auch Glücksritter aller Provenienz haben hier ihr Zuhause.

Meist im Osten der Städte liegen Industriebetriebe, zum Teil verfallen, halb abgewrackt, Zeugen vergangener Herrlichkeit, verblichener Stolz und verbrauchten Reichtums. Oder auch produzierend, vielleicht sogar erfolgreich und innovativ. Daneben und dazwischen Gebiete, in denen sich Betriebe der neuen Ökonomie ansiedeln sollen, klein, chic, durchgestylt. Wir finden die ausgedehnten Schrebergartenanlagen neben den Bahngleisen, dem Bus- oder Straßenbahndepot. Und als Orte der Stille mitten im urbanen Gewühl die Parks mit altem Baumbestand und die Friedhöfe mit steinernen Zeugnissen erlittener Trauer.

In diesem unübersehbaren Geflecht begegnen uns Menschen, alte und junge, Männer und Frauen, schwarze und weiße, ungezählt und unbekannt, auf dem Weg zur Arbeit oder zur Uni, vom Einkaufen kommend oder im Straßencafé

verweilend, auf der Parkbank liegend, ein Eis lutschend, zur Bushaltestelle rennend, sich streitend, die Papierkörbe lehrend, desorientiert, bettelnd, in vielen Sprachen redend, mit vergnügten Kindern spielend oder schimpfend, mit leerem Blick oder betäubt vom Rausch.

Und in und über diesem Ganzen die ständige Geräuschkulisse des Verkehrs und eine Dunstglocke aus Auspuffanlagen und Industrieschloten, vermischt mit den Gerüchen der Müllverbrennungsanlage, dem Duft des Backshops und der Bratwurstbude.

Weil Städte so sind, oder besser gesagt, weil wir sie so erleben, kann man sich in eine Stadt in aller Ambivalenz verlieben oder kann sie hassen. Stadt ist Dschungel und Dickicht: erschreckend und Angst machend oder faszinierend und Lust auf Überraschendes und Ungewöhnliches auslösend.

Braucht man eine Machete, wenn man diesen unbekanntem Dschungel betritt? Oder sollte man offen und bereit sein, sich dem Überraschenden auszusetzen, in der Erwartung, daß in all dem auch Rettendes und Bergendes anwesend ist? Wie auch immer: Städte sind Erlebnisräume eigener Art.

## **2. Ein Kapitel Stadtsoziologie**

Versuchen wir, uns von unserem persönlichen Erleben ein wenig zu lösen. Was ist eigentlich eine Stadt jenseits unserer eigenen Zugänge?

Für Aristoteles war die Stadt eine Bedingung höherer kultureller und religiöser Entfaltung und zugleich deren Ergebnis. Die Stadt ist um des Lebens willen entstanden und um des guten Lebens willen besteht sie weiterhin. Im westlichen Denken gehört also zur Stadt der Gedanke, daß sich in ihr ein Lebensstil entfaltet oder ein Zusammenleben entwickelt, das sich am Guten ausrichtet. Der Ort, an dem die Gestaltung dieses Lebensstils und des Zusammenlebens öffentlich erörtert wird, ist der Markt. Auch in biblischer Tradition findet sich das. Apostelgeschichte 17 ist für mich eine Kernstelle:

Paulus in Athen - auf dem Areopag, dem Forum, ein Stadtmensch unter Stadtmenschen.

Die neueren Beschreibungen der Stadt orientieren sich durchaus auch an der guten Lebensart, die in der Stadt verwirklicht werden kann, aber die Orientierung am Guten als dem ethischen Ziel wird in seiner Bedeutung eher vernachlässigt.

Eine bedeutsame Definition der Stadt stammt von Louis Wirth aus dem Jahr 1938. Sie klingt überraschend simpel. Nach Wirth ist eine Stadt vor allem eine dauerhafte Ansiedlung. Damit sind drei Bedingungen verbunden, die sich auf das Zusammenleben der Menschen beziehen: zum einen (1) die Anzahl der Einwohner. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die (2) Einwohnerdichte pro Fläche und schließlich kommt (3) das Faktum der Verschiedenartigkeit der Bewohner hinzu.

Diese Aspekte lassen sich mit unseren Erfahrungen von Stadt durchaus in Einklang bringen, selbst wenn uns vielleicht Städte einfallen, die eher geringe Einwohnerzahlen aufweisen, aber aus bestimmten historischen Gründen im Mittelalter Stadtrechte verliehen bekommen haben. Selbstverständlich ist die Verschiedenartigkeit der Bewohner, verglichen zwischen einzelnen Städten, unterschiedlich aufgefächert. Auch der Aspekt der Einwohnerdichte ist nicht in jedem einzelnen Quartier erfüllt, wenn sich riesige Gebiete von Eigenheimen an den Rändern großer Städte anlagern, deren Einwohnerdichte sich von der Besiedlungsform eines Neubaugebietes in einem Dorf nicht unterscheidet. Teilweise bildet sich im Umland von Städten ein ganz neue Form von Ansiedlungen, die sowohl Rückwirkungen auf die Dörfer wie auf die Städte hat. Wenn immer mehr Städter, die es sich leisten können, "ins Grüne" ziehen, verändert sich der Charakter der Dörfer, die zur neuen Heimat werden, ebenso nachhaltig wie der der Städte, denen dieser Ausschnitt der Gesellschaft mit seinem wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und bildungsmäßigen Potential nun immer stärker fehlen wird.

Über Wirths noch recht formale Definition hinaus führen spätere Beschreibungen: Danach gehören zur Stadt Geschlossenheit, ausgeprägte

Arbeitsteilung und soziale Differenzierung, aber auch die Zentralfunktion für ein Umland in ökonomischer, verwaltungsmäßiger, kultureller und sozialer Hinsicht hinzu. Und schließlich - was nicht zu unterschätzen ist - gehört zur Stadt ein bestimmter Lebensstil.

Für all dieses hat sich der Begriff "Urbanität" herausgebildet. Was man darunter verstehen kann, ist keineswegs von vornherein festgelegt, sondern unterliegt - wie der Frankfurter Pastoraltheologe Michael Sievernich betont - den jeweils bestimmenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Sievernich führt dazu folgende Beobachtungen an:

Während man in den sechziger Jahren noch glaubte, Urbanität sei Bürgerbeteiligung am Gemeinwesen "Stadt" und entfalte sich im umfassenden Sinn als Bildung an Geist, Leib und Seele der städtischen Bewohner, gelangte man in den siebziger Jahren zu der Auffassung, "Urbanität" drücke die Qualität einer Stadt aus, und diese sei hoch, wenn die Stadt "in ihrer baulichen und funktionellen Struktur eine bestimmte Dichte stadtspezifischer Angebote" etwa auf dem Dienstleistungs- und Bildungssektor enthalte.

In dieser Neuorientierung des Begriffs "Urbanität" spiegelte sich zugleich die Kritik wider, die Stadt ausschließlich unter ökonomischen Gesichtspunkten zu betrachten. Sie nur als Ort der Gewinnmaximierung anzusehen, mache sie unwirtlich und unbewohnbar. Urbanität, so sah man in den siebziger Jahren, war nicht einfach in Städten da. Sie wurde vielmehr zum Leitbild einer künftigen Stadtentwicklung. Durch Förderung der öffentlichen Kultur hoffte man ein Gegengewicht gegen die Vorherrschaft der wirtschaftlichen Interessen der Stadt setzen zu können. Damit sollte - dem optimistischen Menschenbild der Zeit nach 1968 zufolge - die soziale, geistige und kulturelle Entfaltung aller Stadtbewohner ermöglicht und unterstützt werden.

In den achtziger Jahren schließlich verflachte der Begriff "Urbanität" zur Beliebigkeit eines Lebensstils. Urbanität wird nun als ein Gefühl beschrieben, das zwischen Weltläufigkeit und Verwurzelung pendelt, das von Schnelligkeit gekennzeichnet ist und sich alle möglichen Optionen erträumt, das mit Selbstbewußtsein und Grenzüberschreitungen zu tun hat, mit Drang zur

öffentlichen Darstellung und Intimität zugleich (Linda Reisch). Dieses Hin und Her ist jetzt kennzeichnend: bloß nicht festgelegt sein!

Kritiker dieser Entwicklung verweisen auf die verlorengegangene soziale Dimension, was konkrete Folgen habe. Sie diagnostizieren eine doppelte Spaltung im Blick auf Städte: Die erste Spaltung sei die in wirtschaftlich prosperierende Städte und solche des Niedergangs, der alten Ökonomie, besonders also Städte, die von Bergbau und Schwerindustrie gekennzeichnet sind - dazu gehört auch Kassel! - und die von der wirtschaftlichen Entwicklung überrollt wurden. Die zweite Spaltung sei die innere Spaltung der einzelnen Städte selbst in wohlhabende und integrierte Menschen auf der einen Seite und arme und sozial benachteiligte Menschen auf der anderen Seite - und zwar so, daß beide Bevölkerungsgruppen nicht mehr zueinander in Kontakt kommen. Soziale Grenzlinien verlaufen in Städten sehr deutlich, auch wenn sie nicht auf immer festgelegt sein müssen.

### **3. Die soziale Krise der Stadt**

Seit etwa zehn Jahren lassen sich in den Städten neue Formen der sozialen Ungleichheit beobachten. Dabei geht es nicht einfach um die Zunahme von Armut, sondern – näher betrachtet – um “Ausgrenzung”.

Unstrittig gibt es eine Zunahme der Armut, die sich statistisch an den Zahlen zur Langzeitarbeitslosigkeit oder zur Inanspruchnahme von Sozialhilfe ablesen läßt. Etwa 10–20% der Großstadtbevölkerung leidet unter der sogenannten Einkommensarmut.

"Ausgrenzung" unterscheidet sich von traditioneller Armut aber dadurch, daß sie einen Prozeß darstellt, bei dem sich eine immer größer werdende Kluft zwischen Einzelpersonen oder Haushalten und dem durchschnittlichen gesellschaftlichen Standard der Lebensführung auftut. Diese Kluft wird von einem bestimmten Punkt an zur unüberwindlichen Barriere - und das wirkt sich in vierfacher Hinsicht als Ausgrenzung aus (Hartmut Häußermann):

- ökonomisch, weil der Zutritt zum normalen Arbeitsmarkt verwehrt ist;

- institutionell, weil die Nutzung vorhandener sozialstaatlicher Einrichtungen erschwert wird;
- kulturell, weil die erfahrene Benachteiligung zum Verlust von Selbstwertgefühl führt;
- sozial schließlich, weil durch Isolation und geschlossenes Milieu die Brücke zum "normalen" Gesellschaft verloren gegangen ist.

Diese Ausgrenzung verstärkt sich noch durch verschiedene Faktoren, z. B. durch den Wandel der Familienstrukturen, nämlich durch die Zunahme von Singlehaushalten und Rumpffamilien. Konnten früher Familie oder Verwandtschaft als soziale "Auffangnetze" dienen, sind diese heute immer seltener bereit oder in der Lage, in schwierigen Situationen zu unterstützen.

Wenn mehrere Ausgrenzungsfaktoren zusammenkommen, kann es leicht zu einer inneren Kündigung gegenüber der Gesellschaft kommen. Resignation, Teilnahmslosigkeit und Rückzug nehmen überhand. Von der Gesellschaft im Stich gelassen erwarten diese Menschen nichts mehr von ihr. Dies aber mit der Folge, daß sie sich genau so auch gegenüber der Gesellschaft verhalten!

Die Konzentration dieser Menschen in einem bestimmten Stadtviertel macht wiederum die Herkunft aus diesem Stadtteil selbst zur Ursache von Benachteiligung und Ausgrenzung. Eine teuflische Abwärtsspirale ist in Gang gesetzt. Die soziale Aussonderung kann so zur Gefahr der sozialen Desintegration ganzer Städte werden.

In den Stadtvierteln, in denen sich randständige Einheimische und Zuwanderer konzentrieren, ziehen oft die bisher dort ansässigen Familien fort - sei es, daß sie ihren Kindern die Schule des Viertels nicht (mehr) zumuten wollen, sei es, daß sie sich im Viertel unsicher und zunehmend fremd fühlen, sei es, daß sie die konkrete Nachbarschaft stört.

Aus einem benachteiligten Viertel wird auf diese Weise leicht ein benachteiligendes Viertel. Das unbewußte soziale Lernen führt zur Nachahmung von Einstellungen und Verhaltensmustern, die sich von den Normen der Gesamtgesellschaft immer weiter entfernen. Jugendliche lernen in

solchen Stadtvierteln z. B. kaum noch einen Erwachsenen kennen, der sich und seine Familie durch Erwerbsarbeit ernähren kann. Familien werden überwiegend als Rumpffamilie mit wechselnden Partnern erlebt. Junge Menschen bekommen mit, daß diejenigen, die sich durch illegale Verhaltensweisen Leistungen erschleichen oder mit kriminellen Machenschaften zu schnellem Geld kommen, dafür noch Ansehen genießen, während Erwerbstätige, die einer geregelten Arbeit nachgehen, dafür Spott ernten. Sie erleben, daß Rassismus und Ausländerfeindlichkeit fast selbstverständliche Gesinnung werden. Anders gesagt: Im benachteiligten Stadtgebiet haben Jugendliche sehr viel weniger Gelegenheit, intakte soziale Rollen als Vorbilder kennen zu lernen und sich gegebenenfalls mit ihnen zu identifizieren.

Die soziale Stabilität im Stadtteil nimmt ab, weil solche Menschen fehlen, die sich aktiv in Kirchengemeinden, Vereinen und Institutionen um Belange des Viertels kümmern, die ihre Rechte kennen, sich ausdrücken und Konflikte moderieren können. Wo aber Vereinsleben, Straßenfeste, kulturelle Veranstaltungen, Bildungs- und Betreuungsangebote zurückgehen, nehmen auch die Begegnungsmöglichkeiten ab. Das wieder hat fortschreitende Fremdheit, wachsende gegenseitige Ablehnung und Vorurteile zur Folge.

Was ich Ihnen darstelle, können Sie leicht nachvollziehen, wenn Sie mit offenen Augen durch die Straßen eines solchen Viertels geht: Sinkende Kaufkraft und zurückgehende Nachfrage führen zur Schließung von Geschäften und dem Rückzug kultureller Angebote. Fehlen öffentliche und private Dienstleistungsangebote, kommunale Ämter, Ärzte, Apotheken, soziale Einrichtungen, Freizeitangebote und Nahverkehrsmöglichkeiten, dann fühlen sich die Bewohner abgehängt und im Stich gelassen. Sie quittieren das mit zunehmender Distanz zum politischen System und steigender Wahlverweigerung. Hier ist der Boden für rassistische Parolen und ausländerfeindliche Aktionen gut bereitet.

Die beschriebenen Ausgrenzungsprozesse verlaufen allerdings nicht von jetzt auf gleich, sondern stellen ein Ergebnis eher mittelfristiger Entwicklungen dar. Deshalb ist es mit akuten, kurzfristigen Maßnahmen allein nicht getan.

Ab einem bestimmten Grad sozialer Entmischung kann sich ein Viertel nicht mehr selbst helfen. Nötig wird eine konzertierte Aktion von Bewohnern, Gewerbetreibenden, Eigentümern im Stadtviertel und engagierten Stadtpolitikern und Institutionen wie Kirchen, Vereinen, Initiativen und Wohlfahrtsverbänden.

## **1. Die soziale Krise der Stadt und die Aufgabe der Kirche**

Welchen Beitrag können wir als Kirche in diesem Zusammenhang zum sozialen Frieden beitragen? Die diakonische Arbeit der Kirche hat weithin ein hohes Ansehen und wird von der Öffentlichkeit und der Politik durchaus geschätzt. Für viele Menschen, vielleicht besonders für die kirchlich Distanzierten, ist die Kirche gerade in diesem Gebiet noch vorbildlich, authentisch und bei ihrer Sache. Ohne diese diakonische Tätigkeit wäre das Image der Kirche in der öffentlichen und in der veröffentlichten Meinung sicher schlechter.

Insofern ist es naheliegend, daß die Kirche auf die Krise der Stadt mit der Ausweitung, Vertiefung oder weiteren Differenzierung der diakonischen Arbeit reagiert. Sie wird dies allerdings in dem Bewußtsein tun, nicht allein und für alle die sozialen Probleme lösen zu können.

Aber die Aufgabe der Kirche geht darüber hinaus! Die Kirche ist auch eine geistliche Größe. Wegen ihres geistlichen Auftrags ist sie da. Das bedeutet: Die entscheidende Aufgabe der Kirche ist also religiöse - und zwar um der Welt willen, in die hinein uns Christus sendet.

Wir schulden als Kirche den Menschen eine überzeugende Alternative zu den herrschenden Kulturen des Alltags - sei es die Spaßkultur, sei es die des Konsums, sei es die Leistungskultur mit ihrer schlichten Logik von Kosten und Nutzen. Wir schulden den Menschen den Geist der Lebendigkeit, um sie vor der seelischen Verwüstung und geistigen Verödung zu bewahren.

Wer, wenn nicht wir, kann in biblischen Geschichten, Psalmen, Melodien und Musik, in Ritualen und Bildern auf ein anderes Leben hinweisen jenseits der sonst gängigen beschränkten Lebensausrichtung! Wer, wenn nicht wir, soll die Menschen auf wahres Leben, auf Gott hinweisen, damit sie nicht um die Fülle ihrer Lebensmöglichkeiten betrogen werden!

Selbstverständlich wird damit die diakonische Aufgabe der Kirche nicht gezeugnet. Das sagte ich bereits. Der Kirche sind sowohl der Glaube als auch die Liebe wesentlich, das Wort und die Tat. Doch definiert sich die Kirche ausschließlich über ihre soziale Tätigkeit, ist sie letztlich durch andere Institutionen ersetzbar. Und diese Tendenz wird sich verstärken, wenn wir finanziell mit immer weniger Mitteln auskommen müssen und deshalb zu fragen haben, wo wir unser Leistungsspektrum einschränken.

Unersetzlich dagegen ist und bleibt die Kirche aus meiner Sicht als Platzhalter für die religiöse Tiefendimension im Menschen, und dies nicht nur im privaten Bereich, sondern öffentlich.

Nun mag man einwenden: Auf dem religiösen Markt der Städte gibt es doch genügend Angebote, leichter konsumierbar als bei uns, mit Erfolgsgarantie und in Expreßausführung. Dieses Wochenende ein Kompaktkurs Geistheilung, nächste Woche Tanzen wie die Sufis, dann den Aufbaukurs "Mein Chakra und ich". Religion light - und wir kommen als Kirche stets erdschwer daher.

Tatsache ist jedoch, daß Menschen jenseits der Kirche, wenn sie *nur* auf sich gestellt sind und ohne Hilfe von außen oder eine sie stützende Tradition bleiben, im Bezug auf religiöse Fragen in eine tiefe Sprach- und Ratlosigkeit verfallen. Die erstrebte "Befreiung" von der Kirche führt oft ungewollt zu einem seelischen und religiösen Analphabetismus. Sicher gibt es hier Ausnahmen. Aber im Durchschnitt sind wir wohl keine religiös schöpferischen Genies.

Wenn unsere Kirche in dieser Weise, ausgehend von ihrem Auftrag, eine unabdingbare und unvertretbare religiöse Aufgabe hat, stellt sich die Frage nach ihrem Beitrag zum sozialen Frieden erneut und in einem vielleicht veränderten Licht.

Was also kann unsere Kirche für den sozialen Frieden der Stadt tun? Einige konkrete Stichworte will ich nennen und sie jeweils erläutern.

(1) **Gottesdienst:** Es mag Sie wundern, daß ich bei der Antwort mit etwas scheinbar völlig Selbstverständlichem beginne. Unser erster und vielleicht wichtigster Beitrag für den sozialen Frieden in der Stadt ist die regelmäßige Feier des Gottesdienstes. Er ereignet sich Sonntag für Sonntag unter der Zusage zu Beginn "Der Friede des Herrn sei mit euch allen" und mündet am Ende ein in den Segen "... und gebe dir Frieden". Umgeben vom Frieden Gottes haben wir Gelegenheit, vor ihn zu bringen, was uns bewegt - auch im Blick auf die Stadt, in der wir leben: ihre Freuden und Nöte. "Suchet der Stadt Bestes", heißt es beim Propheten Jeremia, "und betet für sie zum Herrn". Für die Stadt zu beten, ist ein wichtiger Friedensdienst. Und zugleich gilt: Der Gottesdienst läßt uns, wer wir auch sind und woher wir auch kommen, sichtbar erfahren, daß wir Gemeinde Jesu Christi sind, in der die Schranken sozialer Benachteiligung fallen. Und wo das nicht der Fall sein sollte, wo sie sozial exklusiv wirken, ist das eine grundlegende Anfrage an die Art und Weise, was wir aus unseren Gottesdiensten gemacht haben.

(2) **Räume zur Selbstfindung:** Daß die Kirche mit ihren Kirchengebäuden in der Stadt vertreten ist, zum Teil auf Grundstücken, die die Makler als "Filetstücke des Grundstücksmarktes" bezeichnen würden, ist ein kaum zu überschätzendes Pfund, mit dem wir wuchern sollten. Als exemplarische Orte der Gegenwart Gottes sind sie Symbole dafür, daß nicht alles käuflich und besitzbar ist. Sie sind Orte, die inmitten des Trubels der Stadt auch jenseits des Gottesdienstes zur Begegnung mit Gott einladen. Sie sind Refugien des Heiligen. Um diesen Charakter wahrnehmen zu können, sollten sie allerdings auch geöffnet sein, einladend wirken und als Raum der Stille, der Andacht, der Meditation, der Begegnungen, des Trostes und der Klage erlebt werden können. Ich darf hier zu mir selbst kommen, oder um es ganz fromm zu sagen: Ich kann hier in der Nähe Gottes Frieden mit mir selbst finden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich den Raum der Kirche verändert verlasse.

(3) **Forum:** Kirchen in der Stadt sind aber auch Orte, in denen das Gewissen der Stadtbewohner geprägt wird. In ihnen kann das Gespräch über Heil und Unheil dieses Gemeinwesens in einem anderen Geist stattfinden als im Rathaus oder den Fraktionsräumen. Öffentlichkeit zu bilden über die engen Grenzen der Kirchengemeinden hinaus, ist Herausforderung und Aufgabe der Stadtkirchenarbeit. Indem wir unsere Kirchen für die öffentliche Diskussion über das bereitstellen, was Bürgerinnen und Bürgern auf den Nägeln brennt, können wir dazu beitragen, Grenzen zu verflüssigen, Mauern einzureißen, die andere Sicht der Dinge im geschützten Raum zu Wort kommen zu lassen, ohne uns parteitaktisch verrechnen zu lassen. So können wir das vielbeschworene Wächteramt der Kirche wahrnehmen. Und wem das zu abstrakt klingt, sei an die Montagsgebete vor über einem Jahrzehnt in der ausgehenden DDR erinnert.

(4) **Bildung:** Wenn es stimmt (und ich bin davon überzeugt), daß es gerade Kindern, Jugendlichen und jungen Familien in sozial benachteiligten Wohngebieten an Möglichkeiten fehlt, sich an positiven Vorbildern zu orientieren, stellt dies eine Herausforderung an unsere Bildungsarbeit dar. Sie beginnt für mich in kirchlichen Kindertagesstätten und Kindergärten. Hier können Kinder erleben, daß sie angenommen sind, und sie können sich einüben in gegenseitige Rücksichtnahme und Toleranz. Nicht erst, seit ich Bischof bin, trete ich für die Bildungsaufgabe der Kirche ein und halte sie für elementar notwendig. Es wäre im Blick auf die Weitergabe des Glaubens, aber auch für das Zusammenleben von Kindern unterschiedlicher Herkunft fatal, würden wir uns aus diesem Bereich zurückziehen. Gleiches gilt, um es wenigstens anzudeuten, für Kindergottesdienste, für die Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinden und Schule, für Jugendarbeit oder Familienbegleitung etwa in Form von Familienbildungsstätten. Wir würden den Bildungsauftrag der Kirche viel zu eng fassen, wollten wir ihn nur auf die Mehrung von Wissen oder Können beziehen. Es geht in all den genannten Bereichen aus meiner Sicht darum, aus dem Glauben heraus Menschen zu helfen, das zu sein, was sie sind: nämlich Gottes geliebte Kinder, und ihnen Möglichkeiten gelingenden Lebens zu zeigen. Viel zu lange haben wir gar nicht wahrgenommen, wieviel

all diese kirchlichen Angebote für das Wachsen des sozialen Friedens in der Stadt bedeuten können.

(5) **Ökumene:** In unseren heutigen Städten wird sich die Arbeit der Kirche immer auch ökumenisch und zunehmend interreligiös ausrichten. Diese Offenheit sollten wir aufbringen, wenn der soziale Friede der Stadt ernsthaft erreicht werden soll. Hier werden aber fast zwangsläufig die Grenzen der herkömmlichen Gemeindebezirke überschritten. Weil sich mit den religiösen Unterschieden oft auch soziale, ökonomische und rechtliche Unterschiede verbinden, ist dieses Aufgabengebiet sehr arbeitsintensiv. Es verlangt Kenntnisse und Geduld. Solch eine Arbeit hat zum allergrößten Teil mit Menschen zu tun, die nicht Gemeindeglieder sind. Doch es ist für mich eine unabweisbare Notwendigkeit, das Gespräch zwischen den Konfessionen und Religionen zu suchen. Vom Religionsfrieden ist nicht in erster Linie in den großen Ausmaßen der Welt zu reden, sondern bezogen auf das, was uns unmittelbar verbindet: auf die Stadt, in der wir leben. Hier will sich doch der Friede Gottes als wahr erweisen, der höher ist als alle Vernunft.

(6) **Mission:** Ein umstrittenes Wort, und doch will ich dafür werben. Kirchliche Arbeit in der Stadt muß experimentell sein und Spielräume bieten, damit das Evangelium in Wort und Tat neu ausgesprochen werden kann. Dabei geht es um zukunftsorientierte Versuche, wie die Spaltung der Stadt und das weitere Auseinanderdriften der verschiedenen Milieus zu verhindern sind. Wir werden uns mehr als bisher auf die Kultur und das, was gerade "Kult" ist, einstellen müssen, schon um in unserer Sprache die zu erreichen, die aus eher kirchenfremdem Milieu kommen. Das ist ein durchaus schwieriges Geschäft, denn was "Kult" ist und als Mode gerade angesagt ist, hat das Verfallsdatum oft schon aufgedruckt. Und es könnte zudem leicht als Anbiederung mißverstanden werden. Aber das enthebt die kirchliche Arbeit in der Stadt eben nicht von der Aufgabe, sich diesen Teilgruppen mit Interesse und Neugier zuzuwenden und nicht im vertrauten, heimeligen kirchlichen Rahmen zu verharren. Denn in Kulturen und Moden drückt sich bei genauerer Beobachtung oft eine unterschwellige Suche aus - eine Sehnsucht, die über das Vorfindliche hinausgeht. Die gilt es zu erspüren, und darin sind diese Menschen ernst zu nehmen. In der

entsprechenden Sprache und mit dem Wissen um die Besonderheiten dieser Menschen treten wir in Begegnungen ein, in denen dann auch die Botschaft des Evangeliums von der unbedingten Liebe Gottes in Jesus Christus gesagt und gehört werden kann. Paulus in Athen ist dafür das beste Beispiel. So stelle ich mir "Stadtmission" vor!

Das alles sollte ohne Selbstüberschätzung oder Selbstanmaßung geschehen. Daß das Evangelium durch uns auch in dieser Stadt gegenwärtig ist, schafft nicht schon den Frieden. Aber es ist ein wichtiger Beitrag dazu.

Die endgültige Verwirklichung des Friedens steht freilich aus. Erst am Ende von Zeit und Welt, so lautet die Verheißung und Hoffnung unseres Glaubens, kommt die vollendete Stadt: "das himmlische Jerusalem, von Gott selbst erbaut: vom Allerfeinsten, unvorstellbar schön, quadratisch angelegt und klar gegliedert, offen zugänglich, bewohnbar für alle - freilich ohne Tempel oder Kirchen. Die erübrigen sich. Denn mitten in dieser Stadt wohnt ... Gott selbst. Die einst vertraute Nähe [im Garten Eden] ist wieder da. Wir werden ihm begegnen, heißt es: auf der Straße, [mitten] im Zentrum - unverstellt und unverhüllt." Ein unbeschreibliches Stadterlebnis also: die Stadt Gottes, die Stadt des Friedens.